

RENDEZVOUS MIT...

... Marianne Schmid-Thurnherr

me. Am 8. März wird in vielen Ländern der Internationale Tag der Frau begangen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts initiiert, diente er lange Zeit dazu, die Forderungen der Frauen nach Stimm- und Wahlrecht, nach Recht auf Arbeit und Ausbildung bewusst zu machen. Viele dieser Forderungen sind inzwischen umgesetzt, sodass sich manche fragen, wozu es einen solchen Tag überhaupt noch braucht. Die kollektive Erinnerung scheint kurzlebig zu sein. «Wir galten noch als entsetzliche Emanzen», sagt Marianne Schmid-Thurnherr, die sich in den Siebzigerjahren in der Vereinigung für Frauenrechte engagierte. Auch nachdem 1971 das Frauenstimmrecht auf eidgenössischer Ebene mit jahrzehntelanger Verspätung gegenüber anderen europäischen Ländern eingeführt war, gab es noch viel zu tun, bis die Stimmen von Frauen in der Schweiz politisches Gewicht bekamen.

Die Widerstände, auf die sie und ihre Mitstreiterinnen stiessen, könne man sich heute gar nicht mehr vorstellen, sagt Marianne Schmid-Thurnherr. Bevor sie von andern als Emanze betitelt werden konnte, galt es, sich selbst zu emanzipieren von den Rollenmustern, mit denen sie aufgewachsen war. Das war kein einfacher Prozess. «Früher meinte ich selber noch, Frauen seien dümmer als Männer», sagt die zierliche Frau und blickt ernst und heiter zugleich. Über ihre Eltern habe sie viele intelligente Menschen kennengelernt – fast ausschliesslich Männer. Die Frauen redeten bei Tee und Kuchen über Haushalt und Kinder. Sie deshalb in eine Opferrolle zu stellen, ist für Marianne Schmid-Thurnherr aber zu einfach. Vielmehr seien sie mitverantwortlich für ihre Position, hätten oft die eigene Entmündigung und die ihrer Töchter unterstützt und die Macht der Männer untermauert – mit Schweigen, manchmal mit Intrigen oder mit einem Ehrgeiz, den sie oft stellvertretend durch die Karriere ihrer Männer und Söhne befriedigt hätten.

Ihren Eltern ist sie dankbar, dass sie Wert auf eine gute Ausbildung der Kinder legten, während die Berufswünsche

junger Frauen ihrer Generation meistens mit dem Hinweis «es heiratet ja doch» abgeschmettert wurden. Nach dem Gymnasium, das sie als Internatschülerin im Kloster Ingenbohl besuchte, kehrte sie nach Basel zurück und studierte die Fächer, für die sie sich während der Schulzeit am meisten begeisterte – Deutsch, Französisch und Geschichte. Nachdem sie auf dem schnellstmöglichen Weg den Abschluss als Mittelschullehrerin gemacht und eine Stelle als Vikarin an der Realschule Münchenstein gefunden hatte, heiratete sie ihren Mann, den sie während des Studiums kennen gelernt hatte. Zwischen Beruf und Familiengründung galt es jetzt zu entscheiden und sie zögerte keinen Moment, der Familie Priorität zu geben. Später zeigte sich, dass beides nebeneinander möglich war. Sie freut sich zu sehen, dass dies erst recht für ihre Töchter gilt, die sich Familien- und Erwerbsarbeit mit ihren Partnern teilen.

Als alle drei Kinder im Schulalter waren, nahm Marianne Schmid-Thurnherr ihre Arbeit als Lehrerin wieder auf und unterrichtete ein Teilzeitpensum am Burgschulhaus. Diese Stelle zehn Jahre später aufzugeben zugunsten eines – allerdings ehrenamtlichen – voll-

zeitlichen Engagements für den Verein «Frauen für den Frieden Basel», war ein Entscheid, der an der Familienkonferenz besprochen und von ihrem Mann und ihren Kindern mitgetragen wurde.

Ihr politisches Engagement für die Frauenrechte und dasjenige für den Frieden hängen eng zusammen. Die Stimmrechtsfrage hatte Frauen mit verschiedenstem sozialen Hintergrund miteinander ins Gespräch gebracht. Ende der Siebzigerjahre begannen diese Frauen, ebenfalls über alle Parteigrenzen hinweg, Gespräche über Gewalt und die Möglichkeiten ihrer Überwindung zu führen. Der 1980 gegründete Verein «Frauen für den Frieden Basel» setzte sich zum Ziel, Gewalt durch Bewusstseinsbildung zu überwinden. In Vorträgen und Workshops wurden Gewalt durch Polizei und Militär ebenso wie Repression durch Sprache und Erziehung thematisiert, die Gewalt zwischen den Staaten ebenso wie die zwischen den Geschlechtern. Die «Friedensfrauen» setzten sich – unterstützt von einzelnen Männern – für Alternativen zum Militärdienst und für einen menschlichen Umgang mit den Dienstverweigerern ein. Auch hier könne man sich das gesellschaftliche Klima, das noch



«Wir galten als entsetzliche Emanzen», sagt Marianne Schmid-Thurnherr, die sich in den Siebzigerjahren für Frauenrechte engagierte.

Foto: Sibylle Meyrat

vor zwanzig Jahren in der Schweiz herrschte, kaum mehr vorstellen, sagt Marianne Schmid-Thurnherr. Wenn die Friedensfrauen an einer Wehrschau auftraten und Flugblätter verteilten, konnte es vorkommen, dass sie beschimpft, nach Moskau verwünscht, angespuckt oder mit Regenschirmen geschlagen wurden, weil sie offenbar die Festfreude trübten. Inzwischen sind viele Forderungen von damals erfüllt. Der Stellenwert der Armee im öffentlichen Bewusstsein hat sich stark verändert und die Schweiz beteiligt sich, wenn auch in bescheidenem Mass, an der internationalen Friedensforschung und -sicherung.

Um den Beitrag, den Frauen an den Frieden leisten, sichtbar zu machen, läuft zurzeit ein Projekt, das für den Friedensnobelpreis 2005 tausend Frauen aus allen Weltgegenden und allen gesellschaftlichen Schichten nominiert, die sich für eine gewaltfreie Zukunft engagieren. Ob die tausend Frauen den Preis tatsächlich bekommen, sei schwer abzuschätzen, sagt Marianne Schmid-Thurnherr. Auch ihr Name steht auf dieser Liste als Anerkennung ihres langjährigen Engagements für die Basler Friedensfrauen. «Wer weiss», sagt sie lakonisch, «vielleicht wird dann doch ein hochrangiger Politiker geehrt.» So, wie es bis jetzt meistens der Fall war.

Kriege werden bis heute fast ausschliesslich von Männern geführt. Sind Frauen deshalb die besseren Menschen? Die Frau, die sich mit langem Atem und sanfter Stimme über Jahrzehnte beharrlich und unspektakulär für ihre Ideen einer besseren Welt eingesetzt hat, winkt vehement ab. «Nein, sicher nicht. In Sachen Krieg hatten wir einfach die grössere Narrenfreiheit als die Männer.» Auch Politikerinnen und Politiker, die sich aufgrund ihrer Gesinnung als bessere Menschen fühlten, haben bei ihr, die sich als langjährige Einwohnerrätin und Grossrätin der Grünen am liebsten überparteilich in einer Sache engagierte, einen schweren Stand. «Ich sass immer ein bisschen zwischen den Stühlen. Die Linken stiessen sich an meinem bürgerlichen Hintergrund, die Rechten an meinem linken Gedanken-gut. Das war manchmal unbequem, aber es zwang mich, gegen alle Seiten kritisch zu bleiben.»